



Die Kaiserin und „ihre“ Verwundeten.

Loose Blätter aus einem Kriegstagebuch.

(Nachdruck verboten.)

Ein Freund unseres Blattes, der verwundet in einem Lazarett zu Potsdam liegt, stellt uns die folgenden Aufzeichnungen, die das innige Verhältnis zwischen der Kaiserin und den verwundeten Kriegern beleuchten, zur Verfügung.

Am 28. April wurde ich durch eine Granate im Stellungslager vor Bolinow, unweit Warschau, verwundet. Wenige Meter vor mir saß das Ding in den Schützengräben, und verschleierte meiner mir so lieb gewordenen Kameraden mußten an dem Tage ihr blühendes Leben lassen. Das Glück war mir, wie es oft, auch im Feindeslande hoch. Im fürchterlichsten Granatstapel kam ich glimpflich mit drei Verwundungen davon. Am Hintertopf einen Schuß durch ein faustgroßes Granatküß, das mich linksseitig des Gehirns und damals der Sinne betäubte, so daß ich davongetragen werden mußte, am Bein ein dito Stück, das eine Sehne zerriß und an der Hand einen Durchschuß. Die Verwundungen heilten bis auf das Gehör, dank der vorzüglichen Verpflegung im Drangertelazarett Potsdam gut. Ich bin, wie eben gesagt, ein Kind des Glücks, und als solches in das besagte Privatlazarett Ihrer Majestät gekommen. Hier liegt ich mit 77 anderen Kameraden — obwohl das Lazarett für 100 Verwundete eingerichtet ist — als einziger Holländer. Die anderen Kameraden sind aus allen Staaten Deutschlands. Trotzdem mir uns sehr gut verstehen, alle Fremden seien und oft unser Leid austauschen, die halbschönen Jungen mit ihrem tränen-, unwilligen Gargort, der während meiner Ausbildung als Ersatzoffizier im Rheinlande so oft an mein Ohr schlug, der mich zuletzt täglich im Schützengraben belustigte, vermisse ich doch recht. Dafür aber erleben wir Stunden, die einem alles ergehen, die man nicht alltäglich erleben kann.

Der Potsdam gesehen hat, kennt gemäß das langgezügelter Drangertegebe mit dem Festinger astronomischen Instrumenten davon, den herrlichen, in Floras bunten Farben schimmernden Paradiesen und den großen und kleinen Goldschiffchen. Am Haupteingang steht die von Gustav Bläser geschaffene Marmorstatue Friedrichs Wilhelm IV. auf hohem Sockel. Links und rechts des Gebäudes sind in Nischen die zwölf Monate des Jahres und dazwischen verteilt die vier Jahreszeiten überlebensgroß, in weißem Marmor gehauen, veranschaulicht. Von der hohen Terrasse aus schweift das Auge über einen großen Platz hinüber ein weites Wäldchen und noch tiefer das frische Grün der hohen Büsche. Ein Blick, der dem Auge und noch mehr dem Gemüt wohltut. Auf dem Giebel west im Winde flüht die rote Kreuz-Flagge. Jeden Morgen, an dem wir durch die hohen, breiten Fenster, in schneeigen Betten noch liegend, den jungen Tag begrüßen, bringen uns die geliebtesten Herzogtumskantaten ihre Liebelin dar. Wir stehen dann auf, trinken Kaffee, halten unsere Morgenandacht und dürfen uns dann im Freien ergehen. Einer der Kameraden stellt ein gutes Buch aus unserer reichhaltigen Bibliothek, der andere die neuesten Kriegsbüchlein, hier plaudert, dort spielt eine Gruppe, und etwas abseits, in einem grünen Winkel, liegt ein Träumender in stille Meditation versunken. Ein Gefühl des ewigen Friedenslebens durchdringt das Herz und macht einen melancholischen, im Bewusstsein spielt ein Kamerad am Klavier eine alte Soldatenmelodie, und aus den Träumen gerissen wandern die Gedanken hinaus auf das Schlachtfeld, auf dem Schütze Lob grüßend seine Ernte hält. Hier die feierliche Gottesdienste, dort das Klagen — das Sterben. Der Kontrast ist zu groß.

Zwei Tage nach Pfingsten, wir hatten gerade ärztliche Visite, sehe ich durch das Fenster eine Hofequipe, mit zwei Damen besetzt, heranziehen. „Die Kaiserin!“ flüsternte ich meiner Krankenschwester zu. Die Worte pflanzten sich fort und blitzartig dreht sich die Verwundeten und unser Arzt herum. Visite blieb Visite, und was halbwegs laufen konnte, stürzte, der schmerzenden Glieder vergessend, ins Freie. Da stand die Kaiserin mit ihrer Hofdame, im schlichten weißen Kleide und dem silbernen Haar, das mir vom letzten Kaiserbesuch in Halle noch in bester Erinnerung geblieben ist, schon vor uns. Die Jahre sind auch wohl an ihr nicht ganz spurlos vorübergegangen, dennoch ist es das alte bekannte freudestrahlende Gesicht geblieben, mit den schönen Blüten, offen dreifachstendenden Augen, denen nichts zu entgehen scheint. Ihre Miene spiegelt das Innere, die Freude, die sie uns mit ihrem Besuche verbindet. Die Schwestern küßten kitzelnd die behandschulte Rechte, und von uns maßt, wer halbwegs kann, stramm, wenn auch mit Krüden und Stöcken. Manche sitzen in Stühlen, andere aufrecht im Bett. Die Augen der Landesmutter ruhen teilnahmsvoll auf uns. Wir werden von unserem Arzte vorgestellt und für jeden einzelnen hat die hohe Frau ein gutes Wort. Viel habe ich leider nicht verstehen können, aber ich las von ihren Lippen die Trostesworte, die sie spendete. Auch ich kam an die Reihe. Der Arzt erzählte von meiner heftigsten Verwundung, — da stieß mir Majestät „ihren verwundeten Sohn“ — wie sich ausdrückte — zum Vorbild. Wenn ich offen sein soll, kam so etwas wie Scham über mich. Ich mußte die Augen niederzulegen und atmete auf, als die Kaiserin ein freundliches Kopfnicken mit sich hatte und, mir Besserung wünschend, zum nächsten trat. Heute bin ich ein anderer geworden. Zwei Stunden mochte sie bei uns verweilt haben.

Bravissimo war zurückberufen. Bestimmtes hatten wir noch nicht erfahren, doch es schwärzte so etwas durch die Luft. Unsere Tischglocke hatte gerade zum Abendessen geschellt, da taucht dieselbe Equipage vor. Im Park hatten sich inzwischen

Zufuhr angeammelt, sich in angemessener Entfernung haltend. Diesmal entlieh die Kaiserin dem Wagen sehr schnell, ein Blatt Papier in der Hand verbergend. Ein bekrakter Diener packte inzwischen einige Pakete aus. Im Nu hatten wir einen kleinen Kreis um sie gebildet; daß etwas Besonderes sein mußte, ahnten wir. „Ich habe eine Neuigkeit! — Sind alle bestimmet?“ — „Nein, Majestät, es fehlen noch einige“, gab die Oberkammerfrau zurück. „Warten wir, bis alle da sind“, meinte lächelnd die Kaiserin. Die Gesuchten kamen langsam mit ihren Stöcken heran. „Allo hören Sie mal zu.“ — „Hi!“ riefte einer. — „Majestät deponiert mir soeben, daß Bravissimo zurückberufen sei; ich werde das Telegramm mal vorlesen.“ Sie las es mit deutlicher Stimme und — wohl als Erste Deutschlands erfuhren wir von den herrlichen

Genichte Arndts.

Folgende Stellen aus Ernst Moritz Arndts „Geist der Zeit“ sind wie auf die Gegenwart geschrieben:

Wenn ein großes Menschengewimmel sich vor mir bewegt, wenn eine Schar von Kriegern mit fliegenden Fahnen und klingenden Trommeln und Pauken vor mir vorüberzieht, da fühle ich, daß mein Gefühl und Tun nicht ein leerer Wahn ist, ich fühle das unvergängliche Leben, den ewigen Geist und den ewigen Gott; ich sehe die Wahrheit und das Leben vor mir wimmeln und hingehen in diesen Menschen, die allein durch ihr Herz und durch den Schein und dunkeln Glauben an den unbefangenen Gott und das gerechte Verhältnis so sicher und so gehoramt einherwandeln; ich sehe die Gesichtsseite mit dem goldenen Strahl der Jahrtausende vor mir hinrollen, und was würdig, was groß, was hehr und was hehrlich war in meinem Volk und es künftig sein wird, erscheint mir in jenen hehren Gestalten und erklärt mir die Gegenwart durch die Vergangenheit und durch die Zukunft. Ich bin eigenmächtig und sündlich gleich anderen Menschen, aber in diesem hohen menschlichen Gefühl bin ich losgetrennt von allen Sünden — erlöst, ich bin nicht mehr der einzelne elende Mensch, ich bin in dem Volke und in Gott. Dann in solchen Augenblicken verschwinden auch die Zweifel über mein Leben und über den Beruf des Lebens. Ich habe in der Notwendigkeit des Gemüts mein Recht, und dieses Recht meiner Liebe und meines Hasses will ich gebrauchen, weil ich muß.

O deutsches Volk, in welchen Zeiten bist ich geboren! Was empfinde, sehe und erlebe ich! Deine Schwäger werden Lächer werden, deine Träumer werden als Helden lieben; verwehen wird der trübe Staub und die schmutzige Wäsche, die über deiner Jugend lag ... vor der höheren Gewalt, die in dir glühen und blühen wird; holzer Mut, fetter Verstand, bewusste Freiheit, demütiger und dristlicher Gehoramt gegen Geis, Vaterland und Herrscher, alles Heldeutum, aller Geist, alle Glorie werden sich um dich sammeln, wenn du ausstehst und glaubst, daß Gott mit dir ist und mit dir sein will. Es liegt die Welt in gewaltigen Träumen, es klingen alle Elemente, alle Kräfte, alle Geister miteinander, es sind Zeichen und Weissagungen großer Taten und ungeheurer Geburten; — glaube sie sind für dich — glaube, diese Zeit ist deine Zeit, ihr Gott und ihr Geist sind dein Gott und dein Geist, und du wirst den leuchtenden Reigen des beginnenden Jahrhunderts anführen!

Die gemaltige Zeit, worin wir leben, schüttelt die Großen und die Kleinen; wenn Orkan wehen, dann fällen auch die niedrigsten Sträucher, daß es Winde gibt. Diese gemaltige Zeit herredigt jeden redlichen Mann zu reden und zu warnen und zu zeigen, woher die Donnerwetter und Orkane ziehen ... Feist ins Auge blicken sollen wir der großen Zeit, ihre Fürchtbarkeit und ihre Herrlichkeit sollen wir verstehen, damit wir uns zu ihrer Höhe erheben und ihren heiligen Willen vollbringen können. Sie wird stehen den, der sich nicht rühren will; sie wird stehen den, der gegen sie anrennen will; sie wird ihm Gewalt tun, weil sie die gemaltige ist. Sie meint dich, deutsches Volk, edles, tapferes, freies Volk; du bist der Geist und die Seele der neuen Gesellschaft, du bist mit Redlichkeit und Freiheit geschildet, du hast viele Tugenden, nur nicht die Tugend, dich selbst zu erkennen; das müßt du, das sollst du, denn Gott will dich erretten.

Waffenatzen unserer Verbündeten.

Stundenlang Stille durchdrang die Luft, als sie geendigt. Wir schauten uns wortlos an, — wir fühlten etwas in uns aufsteigen, das heraus mußte und, als hätten wir es in Gedanken, wie aus einer Kehle folgte ein dreimaliges donnerndes „Hurra, Hurra, Hurra!“ — Die Kaiserin nickte stumm und verständ, was in uns vorging. Ein bededter Krüger plägte in die Situation und meinte: „Na, wenn das mit den Gefangenen so weitergeht, sind wir in zwei Monaten fertig.“ Die Kaiserin antwortete sich über diese Schlafartigkeit und gab zurück: „Sollen wir es.“ Daran schloß sich wieder die persönliche Begrüßung, und wir empfingen aus ihrer Hand jeder eine Tafel Schokolade. Die haben wir alle bis heute aufbewahrt. Zu denen, die betrügerisch waren, ging die Kaiserin hinein und überbrachte ihnen die Siegesbotschaft und die Sühntätigkeit. Wärenddem beschloßen wir tuschelnd, auch ihr eine Überraschung

zu bereiten. Als sie wieder heraustrat, brachen wir in ein kräftiges dreifaches Hoch aus und braußen, wie aus vielen hundert Röhren — und wir waren doch nur ein so kleines Häuflein — schloß sich das Lied „O Deutschland hoch in Ehren“ an. Die hohe Frau war über all dieses, das wir ihr aus unserem Tiefinnersten darzubringen vermochten, hochbeglückt. Ihre Augen leuchteten bei jeder Strophe mehr und mehr. Nach einer kurzen Unterhaltung mit den Schwestern über die Lazarettküche und das heutige Abendessen, die aber wohl nur dazu diente, das zu verbergen, was in ihr vorging, krieg sie an. Wir hatten uns militärisch aufgestellt. Ein von uns Beauftragter brachte das Hoch auf Seine Majestät aus, in das wir donnernd einstimmten. Daran schloß sich die Kaiserhymne. Die hohe Frau hörte sie schweigend an, und ein stiller Beobachter hätte sehen können, wie sie während des Gelanges langsam, unmerklich das weiße Haupt senkte. Sie schien mit ihren Gedanken allein. Ihre Augen blickten sinnend in die Ferne, als läßen sie dort schon den Glanz des neu aufgehenden Morgenrotes. Sie offenbarte sich der hohen Frau der deutsche Geist, der das Volk befecht. Genug zeigte sie uns ihr liebes Gesicht wieder und rief uns kopfnickend „Auf Wiedersehen!“ zu. Das Gefühl rollte nun dahnen, und wenige Minuten darauf künkten feterlich die Glocken über Potsdam, Deisterreichs Sieg verkündend.

Heute, am Montag, den 7. Juni, machten wir eine Dampferfahrt auf der Havel nach Wannsee. Der Jubel, nach so langer Krankenlager wieder auf einem deutschen Fluß dahingleiten deutsche Sitte, deutschen Fleiß, deutsche Kultur bewundern zu dürfen, war unbeschreiblich. Zwei Erzellenen, unser Herr Generaloberarzt, viele Herrschaften waren vertreten. Musik, Bier, Kaffee, Kuchen, Zigarren, Schokolade sorgten für Unterhaltung und Gütigkeit. Stundenlang ging die Fahrt die breite Havel hinunter. Auf der Pfaueninsel machten wir Halt und befragten das historische Schloß der unvergeßlichen Königin Luise, in dem alles erhalten geblieben ist. In Wannsee wurden wir in einem großen Gartenlokal auf das Besee — alles für uns kostenlos — bewirtet. So verging die Zeit allzu schnell, und die Heimfahrt wurde unter Scherzen und Singen angetreten. Als wir durch Potsdam zogen, herrschte unbeschreibliche Begeisterung unter den Einwohnern und alles öffnete, Türker schwenkend, die Fenster. Voran die Musik, von einer Gestore Bürger jeden Alters umringt. Hinterher in militärischer Ordnung die marschmäßigen Verwundeten, dann zwei Kremler, in denen ich und die jetzigen Kameraden saßen, die ihre Beine nicht gebrauchen konnten oder sie — im Feindeslande gelassen haben. Neben den Kremlern die Jugend. Als sie erfuhren, wohin die Fahrt ging, gaben sie uns bis vor das Lazarett Geleit. Die Kaiserin, deren Palais in unmittelbarer Nähe liegt, mochte die Musik gehört haben. Sie klingelte telefonisch im Lazarett an, wann wir zurückkämen. Wir waren gerade angelangt und ausgehoben, da kommandierte unser dienstthuender Unteroffizier: „Achtung antreten!“ Alles stellte sich in Reih und Glied, „Stilleschanden!“ „Augen rechts!“ Auf dem Hauptwege des Parkes sollte das Gesicht der Kaiserin heran. Als wir uns gerührt hatten, war ihre erste Frage: „Na, wie war es denn?“ „Sehr, Majestät“, gaben wir alle freudbestrahten zurück und sie freute sich mit uns. Die Kapelle intonierte „Deutschland Deutschland über alles“, in das wir kräftig mit einstimmten. Kaiserhoch und Nationalhymne unterblieben heute erst recht nicht, und die Landesmutter hörte letztere im Wagen sitzend an. Es war dunkel geworden, als sie uns verließ. An der Abendstafel sitzend, besprachen wir noch lange den heutigen Tag. Auf wessen Anregung ist uns wohl die Freude geworden? — Nun, es wird nicht schwer zu erraten sein ...

So vergehen hier im Lazarett Tage und Wochen, die einem alle Schmerzen vergessen machen. Am zweiten Pfingst-morgen durften wir auch den Kaiser begrüßen. Er ging von zwei Adjutanten begleitet, in den Parkanlagen der Drangertege spazieren. Die Wagen scheren 10 bis 12 Kameraden vor dem Lazarett, die Morgenluft genießend. Der Herrscher kam auf uns zu und fragte jeden nach seiner Verwundung. Dabei erzählte er uns einiges über den Stand der Befestigung im Westen. Da ich wenig verstand, beirratete ich mich meine Züge. Das Gesicht ist frisch, beinahe jugendlich zu nennen; wie eine Bierzigjähriger schaut er aus. Die Barttracht ist etwas verändert. Die Zähne und die bekannten sprechenden Augen sind die alten geblieben. Mir schien's jedoch, als piegeln sich in ihnen ein Schimmer des Lebendigerens. Er mag wohl das Schwere, das über unser Vaterland hereinbrach, doppelt auf seinen Schultern fühlen, dennoch lieft man Siegesvertrauen aus seinen Augen, die ja auch uns alle belebt. Vor unserem Zuge in Ost und West schreitet ja ein Oberst mit dem Schwerte einher, und hinter ihm singt es immer noch in wuchtigen Rhythmen „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.“ Und wenn die ganze Welt wider uns aufstünde, wir werden und wir müssen liegen!

Ich muß meine Aufzeichnungen schließen und mich ein wenig zurückziehen, denn — die Kaiserin, „unser Mutter“, wie wir sie schon nennen, hat ihren Besuch aus neue angefragt; sie will nach ihren Jungen schauen. Andere Lazarett hat sie schon aufgesucht. Bald muß sie kommen. Welche Überraschung wird es heute für uns geben?
Franz Weinreich.

Das dritte Kreuz.*)

Von Louise Schülze-Brüd.

(Nachdruck verboten.)

Der Drücker hat einen Brief mit der Selbstoffenbarung. Eine Weile hält er ihn in der Hand, ehe er ihn öffnet. Er weiß schon, das ist wieder eine Nachricht, die er weitergeben soll. Aus Augenblicken, die er etwas hartes ist in dem Briefe, — ein letztes Andenken, das einer schickt, der sein Leben gelassen hat da draußen. Wen mag es treffen diesmal? Eltern, die ihren Sohn verlieren, eine Frau, die Witwe wird, eine Braut, die den Liebsten hergeben muß?

Er öffnet und hält ein Eiserne Kreuz in der Hand. Und bei der antiken Benachrichtigung, daß der Gelehrte Johannes Mönchlich im Lazarett an den Folgen einer schweren Verwundung gestorben ist, den Brief einer Schwester. Er stellt ihn, — und liest ihn noch einmal. Und weiß — er braucht nun keine Eltern zu trösten, keine Witwe, keine Braut.

Der, der dies Kreuz bekam, hat niemand auf der Welt. Nicht Vater und Mutter, nicht Schwester und Bruder, nicht Frau oder Liebste. Eine, die nicht gefam, seine Mutter ließ ihn leben für seines. Von fremden Leuten ausgehen, ob er Gemeinbedrot. — Es gibt sich härteres. Bettelbrot hat er gegessen, sagen die Bauern verächtlich. Kein Mädchen, das etwas auf sich hält, heiratet je einen. Er muß immer abwärts stehen, immer ist er gedehnt. Graufam hart ist der Bauer da, es ist die größte Schande, von der „Gesamant“ unterhalten zu sein.

Der Hanni Mönchlich ist ein strammer Junge geworden, fleißig und ordentlich, aber verschlossen und störrisch. Und er hat nur auf seine Großjährigkeit gewartet, um fortzugehen in die weite Welt. Dann ist seine Militärzeit gekommen, bei der Garde ist er gezogen worden. Und ist fort aus dem Dorf mit einem höheren Gehalt als sonst.

Er hat dann an den Vater geschrieben, sie müssen das alle, seine Frau und Kinder. Einen kurzen Brief, daß es ihm gut gefällt beim Militär, daß es ihm gar nicht schwer fällt, daß er trotz ist, fort zu sein. Und daß er nicht wiederkommen will.

Kann kommt er nie wieder. — Und niemand meint um ihn. Der Herrzer steht noch einmal den Brief. Noch keiner ist so leicht gekörnt als der Vater, steht es darin. Zwei Tage hat er gekörnt, aber man hat das geglaubt, daß er wieder gesund würde. Darum hat auch die Schwester nichts zu befehlen an seine Angehörigen. Aber kurz ehe er gestorben ist, hat er die Hand der Schwester ergriffen und gesagt: „Ich habe nicht geglaubt, daß es so schön ist, ein Vaterland zu haben.“ Und sein eiserne Kreuz hat er in der Hand gehalten, bis er sich gestreckt hat und zur Ruhe gekommen ist.

Der Herrzer nicht vor sich hin. Er weiß, was in der Seele des Hanni Mönchlich vorgegangen ist, er weiß, warum der Gedehnte und Ausgelohene sein Ehrenzeichen festgehalten hat bis zum Tode, und warum er leicht gestorben ist.

Und er sagt es auch. Am Sonntag vor der Kanzel herunter. Sagt, daß ein wackerer Soldat und braver Junge hinübergegangen ist in ein besseres Leben, froh und gestärkt durch das Zeichen der Ehre und Tapferkeit. In ein besseres Jenseits, in dem es keinen Mangel gibt für Schuldlose, und seine Aufregung für Gemeinbedrot. Und daß er dieses höchsten harte Brot bezahlt hat, indem er sein Leben hat für sein Vaterland und für sie alle, die ihm das Leben hart gemacht haben. Und daß er die Ehre hat, die für das Vaterland den Heldenstand haben, der Johannes Mönchlich gleichberechtigt stehen wird mit den anderen. Und daß, wenn in kommenden Jahren diese Tafel in der Kirche aufgerichtet sein wird, jeder an seine Schuld denken soll, wenn er den Namen lesen wird.

Es ist sehr still in der Kirche, als er geendet hat. — Man hört kein erleichtertes Atmen und Aufstehen und Scharen wie sonst. Und als der Herrzer dann mit erhobener Stimme spricht: „Lasset uns beten für die Seele des Abgehiebenen, damit sie ruhe in Frieden. Vater unser, der du bist ...“ da fallen die Stimmen der Frauen inbrünstig und ergriffen ein. Und lauter erhebt der Herrzer seine Stimme: „Und vergiß uns unsere Schuld ...“

Krieg und Erziehung.**)

Von

Oberstudienrat Dr. Georg Kerstjensmeier-Münden.

Die gegenwärtige Zeit hat mehr als jede andere dem Vaterland das Problem von Krieg und Erziehung nahegelegt. Von Universitätslehrern, Schulverwaltungsbeamten, Volkswirtschaftlern, Hygienikern wird es in Reden und Aufstellungen erörtert. Hunderte von praktischen Ratsschlägen und Anweisungen ergeben von Verwaltungen und Unterrichtsbehörden, um Verhältnisse unserer Friedens-erziehung nachzuholen oder das Volk an seine vaterländischen Pflichten zu erinnern oder die Stimmung der Gegenwart zur Vertiefung des nationalen Empfindens auszunützen. So wird der bekannte Mündener Stadtschulrat in besonderer Weise Beachtung finden, wenn er in dem letzten Heft der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ das Grundgesetz für die Lösung des Problems „Krieg und Erziehung“ von seinem Standpunkt aus erörtert. Dieses einleitende Grundgesetz ist der Kampf. In allem Wechsel der Erscheinung, in all der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Kulturgüter, in all den Unterschieden ihrer individuellen Einschätzung, in all der Ungleichheit des Wertes an geistigen und materiellen Werten, eines bleibt unverändert, eines bleibt gleich im Wandel der Zeiten, das ist der natürliche Zustand der Dinge und der Gemeinschaften der Menschen, das ist der Kampf. Im Kampfe mit sich selbst, im Kampfe mit anderen Staaten und Völkern muß jede Generation an Gütern erwerben, was sie besitzen will. Kultur ist jenes Geschenk der Götter, um das wir täglich, ja stündlich ringen müssen; Kultur vererbt sich nicht wie Hautfarbe. Der Sinn des Lebens ist uns nicht gegeben, sondern täglich, stündlich aufgegeben.

Wenn dem aber so ist, wenn selbst das Wertvollste, was der Mensch besitzen kann, seine tätige Freiheit, nur im ewigen Kampfe erworben werden kann, dann gibt es einen einleitenden Zweck aller Erziehung: Die Erziehung

zum Kampfe. Wer zum Menschen gezogen werden will, muß zum Kampfe gezogen werden und nicht zum Frieden. Was heißt aber, den Menschen zum Kampfe erziehen? Es heißt zunächst, ihm echte Werte geben. Wo kein Wert ist, da ist kein Kampf, um Wertes kämpft niemand. Indem wir dem Menschen Werte geben, bestimmen wir sein Handeln. Je mächtiger ein Wert erfaßt, je mehr er Herrschaft über andere Werte in uns, desto konsequenter nach diesem Wert gerichtet wird unser Handeln. Je konsequenter, bestimmter, sicherer, gleichmäßiger unser Handeln zugleich mit der Herrschaft bestimmter Werte wird, desto mehr verwandelt sich unsere widerprüchliche Individualität in das, was wir Charakter nennen. Dem Menschen zum Kampfe erziehen, heißt also nichts anderes, als ihn zum Charakter machen.

Nun sind die Erziehungslehre der Gegenwart vielfach ausgeglichene Einrichtungen zum Erwerb von geistigem Besitz, von intellektuellen, moralischen, religiösen, ästhetischen Werten. Aber sie sind höchst unvollkommene Einrichtungen zum rechten Gebrauch dieser Werte, d. h. zur Ausbildung des sittlichen Nutes. Darin liegt das charakteristische Merkmal der Schulreformpläne, die seit zwei Jahrzehnten mein Herz erfüllen, nämlich die Stätten des redsten Erwerbs von Kulturwerten aus in Stätten des redsten Gebrauches umzuwandeln. Das ist der Sinn meines „Begriffes der Arbeitsschule“, also der Schule, welcher alles an der Charakterbildung liegt. All um gegenwärtiges Streben geht dahin, die Schüler mit geistigen und moralischen Waffen auszurüsten. Diese Waffen aber mit sittlichem Mut gebrauchend zu lehren, das heißt für mich, sie unerschrocken im Dienste der Gemeinschaft führen zu lehren, sie in den Dienst der Selbstbildung der objektiven Werte und nicht bloß in den Dienst der eigenen persönlichen Glückseligkeit zu stellen, damit fehlen eigenen Schulen und öffentlichen Erziehungsanstalten so gut wie alle innermoralischen Einrichtungen. Das wäre notwendig, die Schulen selbst erst in Arbeitsgemeinschaften umzuwandeln, was bis jetzt noch nicht geschehen ist. In die Jugendpflegeeinrichtungen, welche eine Errungenschaft der letzten Jahre sind, bringt fast intuitiv dieser Gedanke langsam ein. Allgemein bewußt ist er aber auch hier noch nicht erfaßt. Erst wenn alle öffentlichen Erziehungsanstalten vom Gedanken der Arbeitsgemeinschaft ergriffen und vom Geiste der Erziehung zum sittlichen Mut durchdrungen sind, dann befindet sich unser Erziehungsprogramm auf dem Wege, der mir als *saubere, scharfe, richtige Erziehung der Massen vor Augen schwebt*.

Vor hundert Jahren stand Deutschland in tieferer Gefahr als heute. Notwendig hatte festzustellen die Pflicht, unabhängig zu werden, wie unsere heutigen Gegner. Doch der Krieg wütete damals im eigenen Vaterlande, und Not und Elend machten sich härter fühlbar, als bei uns. Da predigte Johann Gottlieb Fichte das Evangelium der Wiedergeburt des deutschen Volkes aus dem Geiste der redsten Erziehung. Für die Wege, die er vorschlug, gab er im Prinzip die gleichen Weiser, wie ich sie heute gegeben. Er selbst war das verkörperte Beispiel des sittlichen Mutes, der trotz aller Leibesbeschwerden ihn nicht schweigen ließ. Die deutschen Regierungen haben seine Wege nicht betreten. Die Zeit war noch nicht reif für eine so radikale neue Gestaltung der Erziehung, wie er sie plante.

Wir haben heute als Staat keine Wiedergeburt nötig. Ein glückliches Jahrhundert hat uns von selbst zu ungeahnter Größe wiedergeboren, und niemand kann uns verdächtigen, wenn wir den höchsten Geist in uns wachen lassen, den Geist der Tapferkeit, Behemtheit und Selbstverantwortlichkeit im Dienste ewiger Werte. Ein Volk, das von diesem Geist erfüllt ist, wird sich nicht nur selbst erheben und gestalten. Welche äußeren Schicksale ihm auch beschieden sein mögen, in dieser oder jener Form wird es immer wieder von neuem das Best seiner Aufrichtung feiern dürfen.

Kriegs-Allerlei.

Kennst du das Land?

Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,
Sahst du nach dem Zug nach jenem Hüben ziehen,
Den wir als bettes Land der Kunst vergöttern,
Da wir nach Sonne lüden, wenn entblättert
Der Herbst den deutschen Wald vereinstalt
Und erster Wind durch seine Wipfel bläst?
Kennst du das Land, das mir so heilig scheint,
Das Geist und Willen liebend tief umfänglich?
Du kennst es nun, und dorthin laß uns ziehn,
Mit unsem Herzen, die vor Joren erlähnt!

In heißem Jorn! Zerissen Band und Redt,
Des schänden Dreierbandes fetter Knecht,
Dat Fremdbildt rath zu bittrem Has gewandelt,
Verträge leicht um seinen Lohn verhandelt;
Schweinbar mit uns vereint in Reih und Glied
Solang es nutzt, und nun, „Ein oder Fiedt“
Mit Sinterlist der Ehre Wort gebroden,
Glaubt, Welche, nicht die Schmadt, bleibt ungerothen!
So möge Lüge vor der Wahrheit fliehn,
Wenn Deutschlands Söhne ihre Schwärter ziehn.

Fast unübersehlich ist unser Sinn!
Geschichte lehrt mahnen: den Gewinn,
Wie in Statten deutsche Kraft aerillitert,
Den Kaiserthron der Weltion erläutert.
Jerschritten ist der Langmut weiches Band,
Erkennt das wunderbar heilige Land,
Erkennt auch der Traktat eurer Aimen,
Rieder die Weltlichen, auf den Schild „Geg-
manen“.

Und zwingt man uns, zu neuem Kampf zu ziehn,
Wird neuer Vorbeer um die Helme blühen.

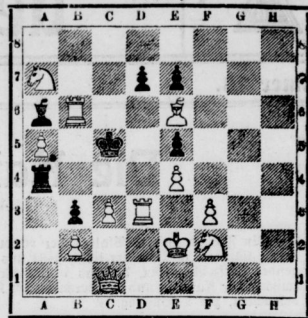
Felleits von Hanstein.

Die Handgranate.

Der „Simplitisimus“ erzählt folgendes über die Geschichte der Handgranate: In einem Lazarett an der Westfront. Neunzehnter Jahrestag. Ein Patient nach drei, Zeit und Umständen der Verwundung. Erinnert sich an einen Vortrag aus dem Argonier Wald, wo Ginen und Handgranaten die Hauptrolle spielen. Ein Sanfte ist schwer verwundet; eine französische Handgranate wurde ihm auf zehn Schritt an das rechte Schienbein angeworfen und explodiert. Der Kopf ist unermäßig geschwollen und das ganze Gesicht über zugedrückt. Der Mann hat Fieber und sehr harte Schmerzen. Da frage: „Na, was man denn das?“ „Eine Handgranate, Herr Oberarzt!“ Mit leibvoller Überheie ich nochmals die sprechliche Wirkung. Der Sanfte blinzelte mich durch das halbhohe linke Auge an, und stehend kommt's aus dem verschmolzenen, kaum zu öffnenden Mund heraus: „Das französische Landweiset doch so schonne garnisch! Wenn das eine betliche Handgranate gewesen wäre, nader hätte doch mit lauter Gooz jucheln müssen!“

Schach.

Bearbeitet von Max Weiß.
Aufgabe Nr. 2188.
von E. Reiffstein in Habaken.
Schwarz



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Partie Nr. 2189.

Spanisch.

Gespiel in einer Massenfeierstellung im Schachklub Altmünde am 2. Oktober 1912.

Table with chess notation and move numbers. Columns for White and Black moves, numbered 1 to 27.

Anmerkung: 1) Zu Zug 9. La4-c2: einige Schachfreunde ziehen hier den Ritter lieber nach d3 und ziehen erst nach c2. 2) Zu Zug 14. Sc4-b5: 14. Tf5 erlaubt nicht die folgende Spielweise: 15. e4 f5; Lg5 f5; 16. Tf8 f5; d3 d4 Tf5 f6; 18. De4 Sd7 f5; 19. Lc2 e3; nicht 19. D: c6 d6 e5; morari Weiß wegen 20. Tf8-ab nicht 20. Dh1 spielen kann, sondern die Figur zurücksetzen muß mit 20. Dd5-t; und 21. Lb3 um auf Gewinn spielen zu können. Schwarz wolle mit dem Springer den Springer, der vor c6 aus seine Felle hat, über d7 spielen. Weiß verliert dafür die a7-Felle zu bekommen oder die Dame an den Brettzug zu lösen, was ihn um die Kette Angriff verliert. 3) Das Zeichen um Angriff: 4) Wenn Schwarz Dd8 ab gespielt hätte, wäre nach 22. f2; 22. Se5: möglich gewesen. Es kördt die ungedachte Stellung der Dame einen wichtigen Gewinn. 5) Zu Zug 25. h4 g5: Die Läufer begünstigen leicht den Angriff auf die schwarze Kette. Die Dame kördt die mächtigste. 6) Die Besetzung farr und nimmt dem Springer das wertvollste Brett f6. Schwarz muß daher dem Liebergegriff an Mitteln entgegen. 6) Mit unüberwindlichem Mut.

Schach und Mathematik.

Aus einem hochinteressanten, über das gleiche Thema in der „Z. 3. am Mittag“ erschienenen Aufsatz von W. A. entnehmen wir folgende Bemerkungen: Die Schach- und die Mathematik mühten auf Grund spielen. — Dr. Emanuel Lasker scheint das überzeugendste Beispiel (auch Adolf Anderssen, D. Red.). Und dennoch stimmt das nicht. Gewisse Fähigkeiten erfordern freilich das Schach und die Mathematik in gleicher Weise: Vorstellungsvermögen, Konzentrationsfähigkeit. Aber die Art, eines Themas Herr zu werden, ist auf beiden Gebieten durchaus verschieden. Schach wird auf beiden. Aber dieses Wort bedeutet hier weit anders als dort. In der Schachwelt bedeutet es, ein Spiel zu gewinnen, in der Mathematik bedeutet es, ein Problem zu lösen. In der Schachwelt ist das Lösen eines Problems ein Spiel zu gewinnen, in der Mathematik bedeutet es, ein Problem zu lösen. In der Schachwelt ist das Lösen eines Problems ein Spiel zu gewinnen, in der Mathematik bedeutet es, ein Problem zu lösen. In der Schachwelt ist das Lösen eines Problems ein Spiel zu gewinnen, in der Mathematik bedeutet es, ein Problem zu lösen.

Preis-Rätsel.

Diamanträtsel.

Table with letters and numbers for a diamond puzzle. Letters: a, a, a, a, c, a, c, b, e, e, h, i, k, k, k, k, m, m, m, n, n, n, p, t, t, w, w, w, y, y.

Die beiden Mittelreihen ergeben den Namen eines berühmten deutschen Schachspielers.

Auflösung des Logogriffs aus Nr. 25.

Panofel — Panofel.

Richtige Lösungen sandten rechtsseitig ein: A. S. Halle: A. Müll, Gertraud Böhm, Hans Stüwe, Käthe Breiter, Emma Sommer, Silva Zemann, Käthe Friedrich, Otta und Kurt Richter, Wilh. Semmler, Edm. Kästlich, Elisabeth und Rudolf Böhm, Werner Döns, Werner Richter, Helmut Friedrich, Fritz und Kurt Linde, Ella Spierling, S. und Olga Schade, Fern. Bille, Fritz Buchmann, Heinrich Stüd, M. Gulle, Ilse Klingenstein, Margarete Dieke, Gerhard Madenroth, Wilh. Busse, Gertrude, Fritz Ganslb., T. Meisel, Käthe Böhm, Frau E. Woepel.

Unrichtige: Max Schlad (s. 3t. im Felde), Martha Haberholtz-Weppoltsb., A. Troop-Schubert, Dora Siegmund-Schubert, Walter Hübsch-Gaebert, St. Rausch-Zeugner, D. Schlad, Vik-Dandberg, Selma Reichsauer-Dandberg, Gesellschaft-Verf., Karl Brandt-Weppoltsb., August Wagner-Güllde.

Preis erhielten W. Müll hier, und zwar: „Der tote Preisrichter.“
Gründung von James Fenimore Cooper, und Max Schlad, s. 3t. im Felde, und zwar: „Lauter Durand“, Roman von Walter Scott.